

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczjaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Perastini. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. (Fortsetzung.)

Julianne — o, Julianne!“ Die Mitglieder sprachen kein Wort; sie fühlten, daß hier ein jeder Trost vergebens war.

Darum schwiegen sie und ließen ihren alten Direktor auf den bemalten Dekorationen liegen.

Auch Hans Andorf hatte den Ruf vernommen; er regte sich kaum, biß nur die Zähne fest aufeinander und starrte in den Staub der Landstraße.

XVIII.

Der alte Baron hatte sich etwas schwach diesen Morgen gefühlt, als ihm sein alter Diener meldete, im Vorzimmer befände sich der verstört aussehende Direktor des Dorftheaters und begehre dringend den Herrn Baron zu sprechen.

Der alte Herr erhob sich schnell; es mußte etwas vorgefallen sein, sonst stünde der Mann nicht im Vorzimmer. Vergeblich hatte er auch Kurt erwartet, der doch an diesem Morgen mit dem ihm übermittelten Brief abreiten sollte. War er fort, ohne daß der Baron etwas davon hörte?

Nun stand Jeremias vor dem adeligen Herrn, und seine frühere Scheu war völlig von ihm geschwunden. Seiner Sinne kaum mehr mächtig, wankte er in das Zimmer mit dem Ruf: „Geben Sie mir mein Kind zurück,

bin ein alter Mann und habe nichts mehr von der Welt, als dieses letzte Glück! Verzeihen Sie mir meine Aufregung, aber ich weiß nicht mehr, wie ich die Worte stellen soll. Nur nach meinem Kind schrei ich! O, dieser Jammer bringt mich um!“

Tieferschütttert hatte der Baron diesem Ausbruch der Verzweiflung zugehört.

Er faßte nach der Tischklingel und bewegte sie heftig.

Zu dem eintretenden Kammerdiener gewendet, fragte er: „Hat man noch keine Nachricht, wo mein Sohn bleibt?“

„Doch, Herr Baron. Soeben kam Johann!“ und auf des Herrn Barons bestimmten Befehl mußte er sprechen.

„Nun — mein Sohn?“

„Hat gestern in der Nacht Trautenaus in einem verschlossenen Wagen verlassen, um nach der Residenz zu fahren. Der Herr Baron benutzte den Nacht-Eilzug.“

„In einem geschlossenen Wagen,“ stöhnte Jeremias; „er hat mir Julianne geraubt! Ich bin verloren!“

„Was hat mein Sohn?“ rief der Baron, starr vor Staunen.

Noch einmal wiederholte der Diener seine Meldung.

Dies war zu viel!

Der Baron preßte die Faust, bebend vor Zorn, auf den Tisch.



Der Theater-Teufel. Die Bedienten trugen ihn wie tot in das Parterre zurück.

Herr Baron! Julianne hat mich in dieser Nacht verlassen, ohne daß ich weiß, wohin man sie brachte. Und der dies that, war Ihr Sohn. Sie sind ja auch ein Vater, befehlen Sie Ihrem Sohn, daß er mir mein Kind zurückgibt. Ich

Sohn?“ rief der Baron, starr vor Staunen. Noch einmal wiederholte der Diener seine Meldung.

Dies war zu viel!

Der Baron preßte die Faust, bebend vor Zorn, auf den Tisch.

„Er hat mich überlistet! Ich wollte ihn für jetzt entfernen und er benützte die Nacht. Schande — Schande über ihn!“

Selbst Jeremias erschrock vor diesem plötzlichen, leidenschaftlichen Ausbruch des Barons.

Dann brachte er abermals und in noch verzweifelterer Art seine Klagen vor.

Er lenkte dadurch nur den Zorn des adeligen Herrn auf seine eigene Person.

„Warum auch mußte der Komödiant mit seiner Dirne hierher kommen!“

„Mein Kind ist keine Dirne!“ wollte Jeremias schreien, doch ein Schauer erschauerte ihn. „Jesus — es ist doch so!“

„Seht; ich kann Euch nicht mehr helfen!“ sagte der Baron, zitternd vor Erregung. „Mein Sohn ist mir mehr werth, als Euere Tochter und ich kann doch nichts dagegen thun, daß er mir die Schande in das Haus bringt. Aber eines kann ich Euch schon jetzt sagen: als sein Weib, als unser ebenbürtig, kommt diese Komödiantin nicht in das Schloß, nicht so lange ich noch Herr bin. Nun geht, sucht Euere Tochter; Ihr werdet sie nicht finden, denn selbst ich bin hier machtlos. Entfernt Euch doch, Mann; seht Ihr denn nicht, daß ich am ganzen Körper zittere über die Schmach, die mir mein eigener Sohn anthut?“

Und Jeremias war gegangen.

Aber er kam nicht weit. Auf der breiten Schloßstreppe brach er kraftlos zusammen und die Bedienten trugen ihn wie todt in das Parterre zurück.

Nicht viel besser erging es oben dem alten Herrn.

Er lag in seinem Lehnstuhl und Fieberschauer durchbebten ihn.

Dann verlangte er den Bedienten zu sprechen, der Kurt nach der Station führte.

Nachdem dieser Alles haarklein und gezwungen berichtet hatte, entließ ihn der Baron sofort.

Der arme Mensch hatte nichts Anderes verborgen, als daß er seinem jungen Herrn gehorchte.

Daß Kurt für denselben Nachmittag um fünf Uhr sein Reitpferd an die Station verlangte, erfuhr der Baron ebenfalls. Dies sollte übrigens geschehen.

Der alte Herr befand sich abermals in einer fürchterlichen Aufregung.

Er war zu der Erkenntniß gekommen, daß sein Sohn den Kampf fortzusetzen entschlossen war, einen heißen Kampf gegen Vaterrechte. Aber er wollte nicht nachgeben, niemals!

Ueber den Park stürmte nun der Herbstwind.

Neugierig bogen sich die Bäume, ihre Blätter riß der Sturm durcheinander.

Am weiten Himmel jagten die zersetzten Wolken dahin, als rase eine wüthende Meute hinter ihnen her.

Und wie der Baron zu dem Fenster hinaus und auf den rauschenden, lärmenden Park blickte, dabei sich sagend, daß dieses Stürmen und Vernichten so recht zu aller Stimmung passe, führten sie unten den Vater der Komödiantin über die

Terrasse. Der alte Mann hatte sich einigermaßen erholt und wauhte seinem Heim entgegen.

Heim! Er hatte keines! Dort war es, wo der Wagen stand, auf der freien Landstraße.

Nach kurzer Strecke ließen ihn die Bedienten frei und lehrten in das Schloß zurück.

Langsam, entsetzlich langsam war Jeremias gegangen.

Obt lehnte er sich an ein Geländer, oder an einen Baum und fuhr sich über die Augen.

Dies Alles sah der Baron und es richtete sich sein Zorn gegen den Sohn. Nicht nur, daß dieser sein eigenes Haus unglücklich machte, auch diesem alten, geplagten Mann mußte er jeden Funken Freude nehmen; er schlug ihn erbarmungslos nieder, wie es der Räuber dem ahnungslosen Wanderer thut.

Was wird der Alte beginnen ohne sein Kind! Hat er noch Zeit, um zu vergessen?

„Herbst, Herbst — überall!“ flüsterte der Baron zurücktretend. „Wilbe Stürme im Herzen; der Winter kommt mit Frost und Schauer.“

* * *

Pünktlich um fünf Uhr traf Kurt aus der Residenz ein und fand sein Pferd am Stations-Gebäude.

Julianne befand sich in guter Obhut.

Zwar schlug dem jungen Baron sehr das Gewissen, daß er so gegen seinen Vater handelte, doch konnte er nicht anders.

War es ein Verbrechen, so schob er die Schuld auf den Himmel, der ihn so erschaffen, mit einem Herzen, das sich nicht an die bestimmenden Vorurtheile seines Standes lehnte.

Er hatte mit sich und der Gesellschaft innerlich abgeschlossen.

Den alten Herrn hoffte er zuversichtlich einer Veröhnung näher zu bringen.

Kurt war einigermaßen verwundert, nicht seinen eigenen, gewohnten Diener mit dem Pferd anzutreffen.

Der Bursche war sehr treu, geschickt und ein mehr als nur oberflächlich gebildeter Mensch.

Auf seine Frage erwiderte der Ueberbringer des Pferdes, daß der alte Herr Baron dies so angeordnet habe. Kurt machte sich wohl Gedanken darüber, sprach jedoch nichts in Gegenwart des Bedienten, sondern bestieg sein Pferd, mit dem er in der Richtung nach Trautenua davongaloppierte und bald den Augen des Bedienten entschwunden war.

Diesem hatte er noch aufgetragen, seinem Vater zu melden, daß er auf das entfernte Gut des Major von Sarburg geritten wäre.

Bald änderte Kurt die Richtung.

Er mußte scharf reiten, wenn er noch vor der Nacht an dem Ziel eintreffen wollte. Zudem hatte er vor, noch in derselben Stunde zurückzureiten.

Des Vaters Brief trug er in der Tasche. Was wohl darin stand?

Kurt glaubte es beinahe errathen zu können. Der alte Major a. D. war ein sehr vertrauter Freund des Barons, wenn gleich die Beiden in den letzten Zeiten nie mehr persönlich zusammengekommen waren.

Zu allem Verdruß Kurt's fing Abolar an, auf dem einen Fuß zu hinken.

Kurt mußte die Gangart sehr verlangsamten und kam erst bei sinkender Nacht auf dem Gut des Majors an, der den jungen Herrn mit offener, ehrlicher Freundschaft empfing.

Kurt übergab ihm das Schreiben seines Vaters, das der Major ernst durchlas und dabei mehrmals die Stirn runzelte.

Eine Komödiantin! Und deshalb sollte der Sohn entfernt werden, bis diese fort war.

Doch weshalb kam Kurt erst jetzt und so spät in der Nacht.

Forschend betrachtete der Major den ruhig vor ihm Stehenden. Endlich entschloß er sich zu der entscheidenden Frage:

„Darf ich fragen, Herr Baron — nehmen Sie es mir nicht übel, als alten Freund Ihres Vaters —; woher kommen Sie jetzt?“

Der junge Baron hielt es für das Klügste, diese Frage ebenso bestimmt zu beantworten.

„Herr Major,“ sagte er; „ich habe meine Braut in Sicherheit gebracht.“

Dem alten Soldaten lag ein Fluch auf den Lippen; der Sohn hatte den Vater überlistet.

Dies war eine schlimme Sache. Dennoch war nichts mehr zu verhüten, nichts mehr gut zu machen.

Die Gebote der Gastfreundschaft erheischten eine ungetrübte Aufnahme und Bewirthung, da Kurt gezwungen war, die Nacht hier zu verbleiben, schon des Pferdes wegen, das sich den Fuß etwas verstaucht hatte.

Früh am andern Morgen ritt der junge Baron wieder zurück.

Der Major hatte ihn gebeten, einige Zeilen an den Vater mitzunehmen. Er sprach darin sein tiefstes Bedauern darüber aus, daß er in dem betreffenden Fall nicht dienen konnte.

* * *

Nachdem Kurt auf dem väterlichen Gut eingetroffen war, begab er sich sofort nach den Apartements, welche sein Vater bewohnte, um diesem das Schreiben des Majors zu übergeben.

Eine brückende Ruhe herrschte nun im Schloß.

Ueber den Park stürmten die Herbstschauer und die Sonne versteckte sich hinter dicken Regenwolken.

Es war dem jungen Mann nicht gerade wohl zu Muth, als er den Korridor entlang schritt.

Wußte er doch, daß es zu einem stürmischen Austritt kommen mußte, den er weit lieber dem alten Herrn erspart hätte.

Doch kam es etwas anders.

Im Vorzimmer des Barons trat ihm dessen Diener entgegen, ein im Dienst er-

grauer Mann mit ruhigen, gleichmäßigen Zügen

Der Baron hatte den strengsten Auftrag gegeben, seinen Sohn niemals vorzulassen, ihn widrigenfalls durch die Dienerschaft zurückhalten zu lassen.

Betroffen stand Kurt; dies hatte er nicht erwartet.

Wohl eine Szene, ein Aussprechen, aber nicht dies.

„Wie geht es meinem Vater?“ fragte er den Alten, welcher ihn voller Theilnahme betrachtete.

„Der Herr Baron sind sehr angegriffen. Es stellte sich ein leichtes Fieber ein. Ich mußte auch gestern den Doktor Braun aus dem Dorf holen.“

Kurt seufzte tief; er fühlte, wie seine Schuld mehr und mehr anwuchs.

Doch nicht der kleinste Gedanke sprach in ihm: „entsage der Komödiantin.“

„Nun hat sich der Zustand des Herrn Barons wieder gebessert!“ setzte der Diener hinzu.

„Gott sei Dank!“ sagte Kurt und händigte dem Diener das Schreiben des Majors ein.

Etwaige Verfügungen seines Vaters wollte er auf seinen Zimmern erwarten.

Damit ging er den Weg zurück, den er vorhin gekommen.

In der Halle unten traf er auf seinen entlassenen Diener.

Er war vom Dorf herübergekommen, um sein Gepäck zusammenzunehmen.

Er stand recht niedergeschlagen vor seinem Herrn, an dem er treu gehangen. Er war sich keiner eigentlichen Schuld bewußt. Mit Befremden und Bedauern vernahm Kurt von dem Vorgefallenen.

Der Bursche that ihm leid, dennoch durfte er ihn jetzt nicht wieder aufnehmen gegen den ausdrücklichen Willen seines Vaters.

Er gab ihm ein größeres Geldgeschenk und gute Empfehlungsbriefe mit an ehemalige Bekannte in der Residenz.

In seinen Zimmern angekommen, schritt der junge Baron in tiefen Gedanken auf und nieder. Er fühlte sich so recht einsam und verlassen.

Kein Gast war mehr hier; träge schlichen die Diener durch die Korridore.

Der Vater zog sich vor dem Sohn zurück, sogar den vertrauten Diener verlor er. Alles durch dieses Verhältniß! Wird die Komödiantin ihn alle diese Kämpfe, diese traurigen Stunden einst vergessen machen durch ihre feste Liebe?

Gewiß, sie wird es! Ihre dunklen, glänzenden Augen standen wieder vor ihm, der kleine Mund mit den halbgeöffneten, sehnennden Lippen, der wogende Busen — er streckte die Arme nach ihr aus.

„Julianne, mein Feindkind!“
Er griff nur in die leere Luft. Draußen pfliff der Herbstwind um die Ecken Trautenau's.

Ein junger Diener erschien mit einem Billet seines Vaters, zugleich meldend, daß er sich dem Herrn Baron zur Verfügung zu stellen habe, falls dieser nicht eine anderweitige Aenderung treffen wolle.

Kurt schüttelte nur kurz den Kopf und nahm dem Diener das Schreiben aus der Hand.

Also doch ein Wort vom Vater.

Hastig erbrach er das Kouvert, indes der Bediente sich zurückzog.

Lange blickte Kurt auf die Schrift; es waren nur wenige Worte.

Zur sofortigen Klärung des Verhältnisses für die Zukunft wünschte der alte Baron jeden, auch den kleinsten Verkehr zwischen Vater und Sohn abzubrechen. Dies sollte so lange währen, bis die Komödiantin aus dem Sinn Kurt's entschunden war.

„Ich kann es nicht!“ stöhnender junge Mann. „Diese Hartnäckigkeit ist zum Verzweifeln!“

„So lange Du an diesem Mädchen hängst, welche Du, all' meiner Anstrengungen spottend, entführtest, bleiben wir uns Fremde. Ich habe wahrscheinlich nicht mehr lange Jahre zu leben und vielleicht finden wir uns nie mehr. Du mußt eben schon auf meinen Tod warten, dann fällt freilich die Schranke. Wenn Du vorziehen solltest, das Schloß zu verlassen, statt die Bewirthschaftung selbst zu führen, wie es in letzter Zeit geschah, so thue es. Ich werde mir dann einen Inspektor engagiren müssen.“

Kurt zerknitterte das Blatt in der krampfhaft geschlossenen Faust und warf es dann zu Boden.

Nein, keinen Inspektor und auch nicht fort von hier. Er wollte hierbleiben, ausharren bis zur letzten Minute und nichts unversucht lassen, eine Versöhnung mit dem Vater herbeizuführen.

In der Einsamkeit, in der Arbeit fand er sich doch schließlich noch am ehesten zurecht.

Er hing ja immer an dem Vater mit aufrichtiger Liebe. Dieses unselige Verhältniß empfand er schwer; doch konnte er nichts thun, als hoffen auf die Zeit und ein unvorhergesehenes, günstiges Ereigniß.

Er fügte sich im Folgenden den schriftlichen Anordnungen seines Vaters.

Mit großem Eifer warf er sich auf die Bewirthschaftung des großen Gutes. Er hatte nicht allzuviel Zeit, seinen verzweifelten Gedanken nachzuhängen.

Bergeblich aber war es, eine Annäherung an den Vater zu versuchen.

Sie waren Fremde geblieben.

Nur von fern sah Kurt den alten Herrn manchmal. —

Nachdem der Winter seine weiße Decke über Dorf und Schloß geworfen hatte, wurde es in letzterem noch viel einsamer als bisher.

Es war ein stilles, melancholisches Leben.

Selten machte Kurt allein eine Schlittenfahrt; niemals verließ jetzt der alte Herr das Schloß.

Noch trostloser gestalteten sich die langen Winter-Abende. —

Julianne hatte sich zu einer prächtigen Dame entwickelt; sie entzückte Kurt mehr denn je.

Sie war nur ein Diamant gewesen, dem der letzte Schliff fehlte.

Aus ihren Briefen sprach viel Bestand, ihr Gedankenkreis hatte sich im Leben und Wogen der Residenz sehr erweitert.

Die Zeilen sprachen von einer heftigen Leidenschaft, hin und wieder kamen Fragen, ob denn der alte Herr noch immer grolle.

Nach ihrem Vater erkundigte sich Julianne niemals.

Kurt hatte ihr mitgetheilt, daß er dem alten Theater-Direktor, wenige Tage nach der Flucht seiner Tochter, eine namhafte Geldsumme zur Vergrößerung seines Geschäftes und dem Engagement einer neuen Schauspielerin zugehen ließ.

Doch der Mann hatte nichts angenommen.

Einige Mal reiste Kurt auch in die Residenz zu Julianne und dauerte dieser Aufenthalt auch nur wenige Stunden, so festigte diese Spanne Zeit doch noch mehr den Entschluß, niemals von Julianne zu lassen.

Ihr ganzes Wesen zeigte jetzt von einem heißen Temperament, einer gährenden Leidenschaftlichkeit.

Und dennoch lag es wie ein Hauch von Unschuld über ihr. Baron Kurt war nie solchem Weibe begegnet.

Bald schrieb sie ihm, daß sie sich in der Residenz, besonders in dieser Pension, langweile.

Kurt machte sich keine Gedanken darüber.

Daß sich Julianne nach anderen realen Verhältnissen sehnte, war nur erklärlich.

Er konnte ihr jedoch bedauerlicher Weise noch immer nichts Günstiges mittheilen.

Der alte Baron erfuhr wohl auch von diesen Besuchen seines Sohnes in der Residenz.

Sie mußten ihm sagen, daß Kurt nicht gesonnen war, seine Entschlüsse fallen zu lassen.

Er selbst beharrte aber ebenso fest auf den seinigen. Dergestalt gingen die Tage dahin.

XIX.

Langsam war der trostlose Winter verfloßen.

Schon wagte sich hin und wieder ein wärmerer Sonnenstrahl hervor und der Schnee mußte schmelzen.

Spitze, kleine Gräser schoben sich aus der Erde und eine laue Luft strömte über die keimende Natur.

Die Vögel lärmten lauter als bisher und selbst die Menschen machten frohlichere Gesichter.

Nur in Trautenau war dies nicht der Fall.

Mit dem Hereinbrechen der gelinderen Jahreszeit gab es auch für Kurt wieder mehr zu thun und dies war gut. Stundenlang ritt er auf den Feldern umher und gab dort seine Anweisungen.

So war das Leben noch eher erträglich, als in dem stillen Schloß zu sitzen.

Mehr als einmal hatte das feurige Ross freilich auch unter der Laune seines Reiters zu leiden, wenn diesem der leidige Groll zu Kopfe stieg.

Dann flogen die Beiden wie toll durch den Forst, über Hecken und Gräben.

Es war ein Wunder, daß Kurt nicht stürzte, oft vermochte er Abolar kaum mehr zu bändigen.

An den Bäumen setzten sich die ersten Knospen fest, bald kamen Blätter und Blüten.

Die Wege wurden trocken, am Rain sproßte junges Gras und schaffte eine sammetne Polsterung.

Ein Frühlings-Abend war es, da Kurt auf seinem Pferde dem heimathlichen Schloß zuritt.

Die Sonne war im Untergehen; glühende Wolken standen am Horizont und ein kühlter Wind strich über Kurt's Haupt.

Der junge Baron bog nun von der Straße ab und ritt auf einem schmalen Felsweg, der an einem trockenen Graben entlang führte, dem Schloß zu, das in der Ferne auftauchte. Weiter zurück lag das Dorf mit den rauchenden Schornsteinen.

Das Pferd warf plötzlich den Kopf empor und wieherte laut. Kurt fuhr aus dem momentanen Sinnen empor und verfehlte Abolar einen beruhigenden Schlag auf den Hals. Das Thier schüttelte sich, wollte dann stehen bleiben, schritt aber doch weiter, da ihm Kurt einen Schlag mit der Gerte gab.

Was hatte Abolar nur? Das Thier ward unruhig, die Gangart war nicht mehr sicher.

Der junge Baron blickte den Weg entlang.

Es war nichts Besonderes zu sehen. Nur einige Büsche standen zur Seite am Graben und — trat dort nicht eben ein Mann hinter den Busch?

Beim näheren Hinblicken bemerkte Kurt nichts mehr und nahm an, daß er sich täuschte.

(Fortsetzung folgt.)

Der König der Edelsteine.

Von Friedrich Thieme.

(Nachdruck verboten.)

Wenn das Lied von einem „hellen Edelstein von köstlich hoher Art“ singt, so meint es das treue deutsche Herz, und wenn die Fürsten zu Worms im Kaisersaal dem Grafen Eberhardt mit dem Barte nachrühmten, daß sein Land Edelsteine trage, so bezogen sie diesen Ausdruck auf die unentwegte Liebe und Treue seiner Württemberger. Beide Gleichnisse haben eins gemeinsam: sie geben ein Bild von dem hohen Ansehen, in welchem die Edelsteine von alters her unter den Kulturmenschen standen, und das in der That weit über die historischen Perioden hinausreicht, wie die zahlreichen Edelsteinfunde in prähistorischen Gräbern beweisen. Besonders die asiatischen Herrscher des Alterthums, die Pharaonen, Perser, Juden

u. s. w. besaßen unvergleichliche Schätze an köstlichen Steinen, und Solkonda und Ophir genossen lange Zeit als unerschöpfliche Lieferungsstätten von Gold und werthvollen Edelsteinen unbestrittenen Ruhm. In Solkonda wurden früher die dort gefundenen Diamanten geschnitten und polirt, aus Ophir bezog bekanntlich Salomon seine Schätze an Gold, Edelsteinen, edlem Holz und fremdartigen Thieren, doch ist die Lage dieser märchenhaften Stätte leider nicht bekannt und wird dieselbe von einigen nach Indien, von andern nach Arabien verlegt. Schon die Assyrer und Aegypter hatten die Kunst, die edlen Steine zu schneiden, zur hohen Vollkommenheit ausgebildet, von ihnen lernten dieselbe die Griechen und Römer, von welchen die ersteren bereits aus gefärbtem Glas geschickte Imitationen herzustellen vermochten. Bei beiden Völkern war die Einfassung geschnittener Steine am Ringe sehr beliebt, dieselben dienten nicht lediglich als Schmuck, sondern fanden Verwendung als Siegelringe. Die so geschnittenen Steine hießen Gemmen, die mit erhabenen Figuren versehenen Kameen. Im Mittelalter legte man den Edelsteinen vielfach die wunderbarsten Eigenschaften bei, sie wurden als Talisman gegen Gefahr und Noth geschätzt und sollten ihren glücklichen Besitzern außerordentliche Gaben verleihen. Wem wäre nicht die herrliche Stelle aus Lessings „Nathan“ (3. Aufzug, 7. Auftritt) gegenwärtig, wo der weise Nathan von der Wunderkraft des Ringes erzählt:

— Der Stein war ein Opal, der hundert schöne Farben spielte, Und hatte die geheime Kraft vor Gott Und Menschen angenehm zu machen, wer In dieser Zuversicht ihn trug. —

Die Eigenschaften, welche einen Stein zum Rang eines Edelsteins erheben, sind Durchsichtigkeit, schöne Färbung, Härte, Glanz und Polirturfähigkeit. Man unterscheidet echte und Halbedelsteine. Zu den echten gehören u. a.: Diamant, Rubin, Saphir, Smaragd, Topas, Granat, Opal und Amethyst, zu den Halbedelsteinen Achat, Türkis, Jaspis, Onyx, Bernstein u. s. w. Der härteste, seltenste und schönste Edelstein ist der Diamant, den man daher auch den König der Edelsteine genannt hat. Die Diamanten sind entweder farblos, das heißt durchsichtig wasserhell, oder sie zeigen eine gelbe, blaue, grüne, rothe, braune oder schwarze Färbung. Von den Griechen wurden die wasserhellen, die wie mattgeschliffenes Glas aussehen, am meisten geschätzt. Ein Varietät des Diamanten, der Karbon, ist von fast schwarzer Färbung deshalb als Schmuckgegenstand nicht verwendbar, dagegen eignet er sich, seiner bedeutenden Härte wegen, vorzüglich zur Benützung für technische Zwecke. Diese Varietät wird im Staate Bahia in Brasilien gefunden.

Der Diamant zeichnet sich durch einen eigenthümlichen Glanz, welcher Diamantglanz genannt wird, sowie durch ein außerordentlich prachtvolles Farbenspiel aus, auch kann man ihn durch Reiben

elektrisch machen. Hinsichtlich der Härte übertrifft der Demant nicht nur alle übrigen Edelsteine, sondern alle andern Mineralien, ja alle auf der Erde vorhandenen Stoffe überhaupt. Trotzdem kann er, da er sehr spröde ist, leicht zerstoßen und ebenso leicht — obwohl er für Säuren unempfindlich ist — durch Hitze verflüchtigt werden, denn er besteht nicht aus Erden, gleich den andern Edelsteinen, sondern aus reinem Kohlenstoff. Bei der Verbrennung verwandelt er sich in Kohlensäure. Die Brennbarkeit des Diamanten war schon vor zweihundert Jahren bekannt, wie aus der Thatfache erhellt, daß Cosimo III. im Jahre 1649 mehrere Diamanten mittels eines großen Brennspiegels verflüchtigen ließ.

Die Gewinnung der Diamanten ist der des Goldes gleich, in dessen Gesellschaft er auch, meist lose im Sande oder in Gesteinsschutt — gefunden wird. Vielfach kommt der edle Stein auch mit andern Edelsteinen, wie Topas und Granat, zusammen vor. Die Diamantsucher erhalten ihn durch Waschen des Sandes oder Schuttes. Wie Professor Dr. A. Koenig in seiner Mineralogie erwähnt, findet er sich in Brasilien auch eingewachsen in einem Quarzconglomerat und in einem Glimmerführenden Quarzschiefer, in Südafrika bisweilen in einem olivinhaltenen Diabasgestein, in Madras in Ostindien wiederum in einer andern Gesteinmischung. Schon eingangs erwähnten wir, daß für die Alten das Wunderland Indien in der Hauptsache die Lieferungsstätte des Diamanten war, kein Wunder, daß mangels anderweiter Bezugsquellen der Werth der Steine im Laufe der Jahrhunderte in demselben Maße stieg, als die dortigen Lager sich erschöpften. Da entdeckte man zum Glück vor 150 Jahren die reichen Diamantfelder in Brasilien und vor 25 Jahren die schier unerschöpflichen Fundstätten in Südafrika. Seitdem wird der Bedarf ausreichend befriedigt. Während man vor der Entdeckung der südafrikanischen Diamantgruben das Gesamtgewicht aller im Menschenbesitz befindlichen Edelsteine dieser Art auf 100 Zentner schätzte, lieferte allein von 1872 bis 1886 Südafrika für eine Milliarde Mark Diamanten, darunter mehr große Steine (Solitars genannt), als Brasilien in der ganzen Zeit seit der Ausbeutung der dortigen Lager. Der Begriff „groß“ darf bei einem derart kostbaren Gegenstand selbstverständlich nicht allzu weit ausgedehnt werden, da Stücke von Erbsengröße schon nicht allzu häufig sind, und die größten Stücke kaum ein Taubenei an Größe übertreffen. Die weitaus größte Zahl der aufgefundenen Steinchen besitzt vielmehr nur die geringe Größe unserer Hirselkörner. Bestimmt nun auch die Größe nicht allein den Werth, kommen auch die Härte, die vollkommene Reinheit, die Schönheit der Färbung oder des Farbenspiels, die mehr oder weniger gelungene Schliffform, die Kunst der Fassung und andre Umstände in Betracht, so erreichen doch die größten Diamanten als die seltensten naturgemäß die höchsten

Preise. Als der größte von allen wird ein von einem Rajah auf Borneo gehöriger Diamant bezeichnet, derselbe soll 363 Karat wiegen. Der „Orlov“ (194 Karat) wurde 1794 von der Krone für 450,000 Rubel erworben, außerdem erhielt der Verkäufer noch eine Leibrente von mehreren tausend Rubel und das Adelsdiplom. Dieser Edelstein befindet sich jetzt am russischen Szepter.

Der „Florentiner“, den der Kaiser von Oesterreich besitzt, hat einen Werth von mehr als 2 Millionen Mark. Merkwürdige Dinge werden von dem aus Indien stammenden „Sancy“ berichtet, den Karl der Kühne in der Schlacht bei Nancy bei seinem Tode am Finger trug. Ein Soldat eignete sich den Stein an und verschachtete ihn für einen Gulden. 1489 wurde er dann vom König von Portugal für 100,000 Francs verkauft. Später verschluckte ein Diener, welcher ihn transportieren sollte und auf der Reise angefallen und ermordet wurde, den Diamant, den man bei der Oeffnung des Leichnams im Magen wieder fand. Ludwig der Fünfte trug den kostbaren Stein bei seiner Krönung. 1836 betrug der Verkaufspreis für den interessanten Diamant über 600,000 Frs. Unglaublich und doch wahr ist es, daß 1891 echte Diamanten vom Himmel gefallen sind — man fand nämlich in einem in Arizona aufgefundenen Meteor-eisenstück mehrere kleine Exemplare des edlen Minerals.

Im Naturzustande ähneln der Diamant einem gewöhnlichen Kristall, erst im geschliffenen Zustande entfaltet er seine volle Pracht und Schönheit. Gegenwärtig ist die Kunst, die edlen Steine zu schneiden, zu polieren, zu schleifen und einzufassen, zu hoher Blüthe gelangt. Das Schleifen eines werthvollen Steines dauert oft Jahre, und es verringert sich durch diese Manipulation die Größe des natürlichen Stückes oft um mehr als die Hälfte. Der Diamant kann durch Schleifen in acht verschiedene Formen gebracht werden, am bekanntesten sind diejenigen des Brillant und der Nojette. Bei dem großen Werthe der Diamanten erscheint es erklärlich, daß schon in früher Zeit sowohl zu betrügerischen Zwecken, als auch um unbemittelten Personen den Erwerb des herrlichen Schmuckes zu ermöglichen, falsche Diamanten gefertigt, das heißt die echten aus werthlosen oder doch minderwerthigen Mineralen nachgebildet wurden. Zur Herstellung solcher Imitationen (Simulibrillanten) bedient man sich häufig geringwerthiger Edelsteine oder des Glases. Von ihnen scharf unterscheiden muß man die künstlichen echten Diamanten. Die künstlichen echten? Ist das nicht ein Widerspruch? Durchaus nicht, es ist in der That gelungen, die Edelsteine und unter ihnen auch den Diamant auf chemischem Wege herzustellen, allerdings durch ein sehr kompliziertes Verfahren, das vorläufig der Gewinnung des Königs der Edelsteine auf natürlichem Wege noch keine Konkurrenz macht. Aber echte Steine bleiben diese künstlichen trotz ihrer Anfertigung durch

Menschenhand, denn sie werden aus denselben Stoffen wie die natürlichen erzeugt und besitzen alle glänzenden Eigenschaften derselben, auch die unübertroffene Härte. Zur Erklärung dieser an sich wunderbar erscheinenden Thatsache, welche die mittelalterlichen Adepten und Alchimisten unstreitig mit dem sogenannten Stein der Weisen in Verbindung gebracht hätten, muß man sich vergegenwärtigen, daß die chemischen Bestandtheile unserer Edelsteine durchaus keine seltenen oder besonders kostbaren sind. Im Rubin z. B. findet sich ganz gewöhnliche Tonerde, im Demant reiner Kohlenstoff. Doch handelt es sich bei den bisher erzielten Resultaten um ganz winzige Diamantenkörnerchen, die eine ernste Bedeutung für den Handel auch nicht haben könnten, wenn es gelänge, sie in größerer Anzahl zu fabricieren. Man darf jedoch, nachdem einmal soviel erreicht ist, einer einstigen Verbesserung der Gewinnungsmethode mit Sicherheit entgegensehen. Die Folge würde dann sein, daß die natürlichen Diamanten und andre Edelsteine ihren Werth bald ebenso verlieren würden, wie das Silber in Folge der reichen amerikanischen Silberfunde. Die Kunst, Diamanten zu machen, wird daher voraussichtlich niemand in dem Maße bereichern, als sich der Phantast dies gewöhnlich träumt. Vielleicht würde aber der praktische Nutzen, welchen der König der Edelsteine durch seine Härte gewährt, durch Vermehrung der bisherigen und Erfindung neuer Benutzungsobjekte erheblich gesteigert werden können.

Ueber das Gefrieren des Wassers.

Von Herrn Professor Berner in Stuttgart*).

Daß das Wasser bei 0° gefriert, d. h. zu Eis wird und bei 80° unseres im bürgerlichen Leben gebräuchtesten Reaumur'schen, oder bei 100° des Celsius'schen Thermometers siedet, d. h. dampf- oder gasförmig wird, ist eine wohl jedermann bekannte Thatsache. Fast ebenso bekannt dürfte wohl die als Naturgesetz geltende Erscheinung sein, daß verschiedene, besonders metallische Körper in der Wärme größer und in der Kälte kleiner werden, oder richtiger ausgedrückt, daß alle Körper bei zunehmender Temperatur sich ausdehnen und bei abnehmender sich zusammenziehen. Da nun diesem Gesetze die Allgemeingiltigkeit eines Naturgesetzes zukommt, so muß es auch für solche Körper gelten, die in verschiedenen Aggregatzuständen, d. h. als gasförmige, flüssige und feste Körper auftreten, also auch für das Wasser. Sofern nun beim Uebergang aus dem flüssigen in den festen Aggregatzustand — natürlich bei abnehmender Temperatur — die Körper sich noch weiter zusammenziehen, also dichter, d. h. schwerer werden, so wird wohl die erstarrte, festgewordene Masse in der noch flüssigen denselben Körper unter sinken. Was beobachten wir aber beim Wasser? Jedermann weiß, daß das Eis auf dem Wasser schwimmt, also leichter ist als

Wasser. Dies führt uns nun nothwendig zu der Frage: Wie verhält sich das Wasser zu obigem Gesetz, zumal beim Gefrierpunkt? Wenn wir mit Hilfe eines genauen Thermometers die Vorgänge am Wasser in Beziehung auf eben genanntes Gesetz untersuchen, so finden wir, daß dieselben durchaus im Einklang stehen mit demselben bis zu 4° über Null des 100theiligen Thermometers. Bei 4° C. aber erreicht das Wasser seine größte Dichte*); denn von 4° C. an abwärts dehnt es sich wieder aus und zwar beim Erstarren um weitere 9 Prozent mit einem Ruck. Dies geschieht aber, wie die Erfahrung lehrt, bei einer eingeschlossenen, gleichmäßig auf 0° durchkühlten Wassermasse mit solch elementarer Gewalt und Heftigkeit, daß dadurch nicht bloß Glasgefäße, sondern die dicksten Kanonenrohre zertrümmert, die dicksten Baumstämme (in strengen Wintern) der Länge nach aufgerissen, Felsen gesprengt und geschichtete Steinblöcke zerschiefert werden. Auch das sogenannte Verbrühen der jungen Gewächse und Triebe durch die leidigen Frühjahrströste beruht — mit der Ursache des Auftretens von Wasser aus den Zellen — vornehmlich darauf, daß das Wasser beim Gefrieren sich ausdehnt und dadurch das junge krautartige Gewebe zerstört. Wie aber jede Naturkraft dem Menschen zuerst durch ihre zerstörenden Wirkungen und dann erst durch ihr stetiges, aber darum nicht minder bedeutungsvolles Schaffen in die Augen fällt, so ist es auch hier. Denn sowohl durch die nähere Beleuchtung einiger der schon angeführten, als auch noch weiterer in unsern Beobachtungskreis gezogenen Erscheinungen werden wir alsbald erkennen, welche Bedeutung obige Ausnahme des Wassers bei 4° C. und die gewaltsame Ausdehnung bei der Erstarrung nicht bloß im Haushalte der Natur, sondern auch für manche unserer kulturellen Arbeiten hat.

Sehen wir einmal zu, was bei unsern Gewässern im Winter eintreten würde, wenn oben genannte Ausnahme des Wassers nicht bestände. In diesem Falle würden, wenn die obersten Wasserschichten eines Sees oder nicht allzu rasch fließenden Wassers bis zu 4° C. abgekühlt wären und der Frost anhielte, dieselben sich noch weiter bis gegen 0° hin abkühlen und zusammenziehen, alsdann aber, bei der leichten Verschiebbarkeit der Wassertheilchen und weil schwerer als das übrige Wasser, zu Boden sinken. Nun käme die unter der ersten liegende, wärmere Wasserschicht an die Oberfläche; bei dieser würde aber der Abkühlungs-, Zusammenziehungs- und Niedersinkungsprozeß gerade so vor sich

*) Auf diesen Zustand des Wassers, seine Dichte bei 4° C., beziehen sich auch alle die Verhältniszahlen, die sogenannten spezifischen Gewichte, welche angeben, wie vielmal ein Körper schwerer ist als Wasser; z. B. Quecksilber hat das spezifische Gew. = 13,5; Gold = 14—19; Bau- und Haussteine im Mittel 2,5—3,0.

Auch unser Gewichtsmas, wie das Längemas der Natur entnommen, gründet sich auf diesen Dichtzustand des Wassers; denn 1 kg ist das Gewicht von 1 Liter, oder 1 edm Wasser bei 4° C.

*) Dem W. Staatsanz. entnommen.

gehen, wie bei der ersten. Nachdem käme eine weitere Schicht an die Reihe u. s. w.; kurz, dieser Prozeß des Unterstinkens der kälteren und schwereren Wassertheilchen würde so lange fortbauern, bis die ganze Wassermasse auf 0° abgekühlt wäre. Dann aber bedürfte es nur eines Anstoßes und ganze Wassermasse würde bis an den Grund zu Eis erstarren und alle in derselben vorhandenen Lebewesen vernichten. Anstatt dessen aber, da die bis auf 0° abgekühlten obersten Wassertheilchen nicht schwerer, jedoch leichter werden, sinken dieselben nicht unter, sondern sie bleiben in ihrer Lage, bis durch irgend einen Anstoß die ersten Eiskristalle anschließen; und so bildet sich dann vom Ufer und von oben her die erste dünne Eisdecke, welche ganz allmählich nach unten weiter wächst und als leichtere Masse vom Wasser getragen wird. Dieser Eisbildungsprozeß wird aber noch verlangsamt durch die sogenannte Erstarrungswärme. Wie nämlich durch den Uebergang in einen weniger dichten Aggregatzustand Wärme gebunden wird, also z. B. durch das Verdunsten des Wassers im Sommer Kühlung entsteht, so wird umgekehrt beim Uebergang eines Körpers in einen dichteren Zustand Wärme für das Gefühl frei. Gerade so wie sich gebrannter Kalk, mit Wasser gemischt, sichtlich erhitzt, durch den Uebergang des Wassers in den dichteren breiigen Zustand, so entsteht also beim Festwerden des Wassers Wärme, welche die Eisbildung sehr verzögert, was von großer Bedeutung für die im Wasser sich aufhaltenden Lebewesen ist, aber allerdings für den Menschen auch verhängnisvoll werden kann.

Wie nun bei oben angeführten Erscheinungen und noch verschiedenen anderen (Einstürze am Ufer der Gewässer und im Gebirge, Berggrutschungen u. s. w.) vornehmlich dadurch unser Staunen erregt wird, daß die im und durch das Wasser wirkende Naturkraft größere Massen angreift, so erzielt dieselbe doch auch bei ihrem stetigen Schaffen im kleinen durch die lokale und zeitliche Ausdehnung ihrer Wirkungssphäre gleichfalls ins Massenhafte gehende und daher nicht minder staunenerregende Wirkungen und Resultate. Denn wenn wir die Arbeitsleistungen der Fließwasser betrachten, welche die Verwitterungsprodukt der Gebirge in oft entfernte Gegenden befördern und weite Täler und ausgedehnte Ebenen mit fruchtbarem Lehm- und Ackerboden bedecken, so muß das doch unser Staunen, ja unsere Bewunderung erregen, zumal wenn wir bedenken, daß derselbe Prozeß der Verwitterung und Translokation der Fels- und Gebirgsarten, der diese fruchtbaren Ebenen geschaffen, noch unter unsern Augen vor sich geht, ohne daß wir solchen eigentlich beachten. Worin besteht denn nun aber die Verwitterung der Gebirgsarten? Das Wasser bringt in die feinen oberflächlichen Spalten und Risse der Gesteine ein, gefriert im Winter, und durch die elementare Gewalt der Ausdehnung reißt es größere und kleinere Theilchen los, die entweder an ihrem ursprünglichen Platze, oder zu Thal gerollt, weiterer Zerbröckelung durch das gefrierende Wasser

anheimsallen; und indem sie so möglichst viele Angriffspunkte bieten, für den in Verbindung mit den Tagwassern chemisch zerlegend wirkenden Sauerstoff der Atmosphäre, zerfallen sie in Bestandtheile, welche von den Fließwassern gelöst und weiter verfrachtet werden können, und wodurch eben manche, vielleicht sonst fast unbewohnbare Gegenden in fruchtbares Ackerland verwandelt werden. In ganz ähnlicher Weise bewirkt das gefrierende Wasser im Ackerboden eine immer weiter gehende Zerlegung desselben und unterstützt so das Bestreben des Menschen, durch die Bodenbearbeitung die in den selbstpatartigen Zerlegungsprodukten unserer Ackerkrume enthaltenen und den Pflanzen so unentbehrlichen Alkalien aufzuschließen zu machen.

Während nun oben behandeltes Ausnahmegesetz des Wassers allerdings für unsere Landgewässer und das Regenwasser zutrifft, so verhält sich doch Wasser, das ziemlich viel mineralische Stoffe, vornehmlich Salze gelöst enthält, anders hinsichtlich des Dichtigkeits- und des Erstarrungspunktes; denn Salzlösungen im Wasser erniedrigen im allgemeinen dessen Dichtigkeits- und dessen Erstarrungspunkt. Das Meerwasser z. B., das bis zu 3,5% Salze (vorherrschend Kochsalz) enthält, hat seine größte Dichte erst bei 5° unter Null und gefriert bei etwa -2,2° C., wobei aber alsdann der größte Theil der Salze ausgeschieden *) wird. Diese Eigenschaft der Salzlösungen, sowie die noch durch den Lösungsprozeß verbrauchte, und damit der Masse selbst entzogene Lösungs- und Schmelzwärme — durch den Uebergang des Salzes in einen weniger dichten Zustand — werden benützt zu verschiedenen Kältemischungen: So entsteht z. B. durch 3 Theile Schnee und 1 Theil Kochsalz eine Kälte von 21° und durch eine Mischung von Chlorcalcium und Schnee gar eine Kälte von 33°. Ebenso beruht hierauf die Erscheinung, daß durch das Bestreuen oder Vermengen des Eises mit Kochsalz, dasselbe, wenn auch nicht gerade geschmolzen, doch in einen weichen breiigen Zustand verwandelt wird.

Außer den oben beschriebenen ließen sich noch manche Erscheinungen in der Natur anführen, die ihre Erklärung durch fragliches Ausnahmegesetz des Wassers finden; es genügt uns aber, die bedeutendsten hervorgehoben zu haben.

Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens.

Von Dr. Otto Gottkalf.

I.

Welcher Mensch möchte nicht gerne recht lange gesund bleiben und ein hohes Alter erreichen? Zwar hört man häufig Schmerzensrufe, wie:

*) Die Bewohner verschiedener nordischer Meeresküsten benützen diesen Umstand zur Salzgewinnung, indem sie das Meerwasser in eigens zu diesem Zwecke hergestellte leichte Becken leiten und dort dasselbe zum Gefrieren bringen.

„Ich wollte, ich wäre gestorben!“ Aber solche Aeußerungen sind nicht ernst gemeint, wie dies ja schon die berühmte Fabel von dem armen Tagelöhner beweist, welcher ermüdet unter einer schweren Last am Wege zusammengefunken war und im Uebermaße seiner Leiden den Tod herbeiwünschte. Als aber sein Wunsch Erhörang fand und der Tod plötzlich in leibhaftiger Gestalt vor ihm stand, da sagte er schüchtern, er habe ihn nur bitten wollen, ihm die Last vom Boden aufzuhelfen. Diese Liebe zum Leben, und zwar zu einem Leben in vollkommener geistiger und körperlicher Gesundheit ist eben ein Erbtheil des Menschengeschlechts von alters her. Um so auffällender muß es erscheinen, daß so wenig für Schonung und Erhaltung dieses Lebens gethan wird. Alle Gelehrten und Schriftsteller, welche hierüber Betrachtungen angestellt haben, sind darin einig, daß sich die meisten Menschen eine muthwillige Verkürzung ihres Lebens zu schulden kommen lassen. Schon der alte Seneca sagte: Unser Leben ist an sich nicht kurz. Noch schärfer drückt sich ein neuerer Schriftsteller, P. Flourens, aus: „Der Mensch stirbt nicht, sondern er bringt sich um.“ In der That ist der Gedanke, welcher diesen Aussprüchen zu Grunde liegt, sehr richtig. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Mehrzahl der Menschen eines unnatürlichen Todes stirbt, indem dieselben durch gesundheitswidriges Verhalten oder Vernachlässigung der einfachsten hygienischen Regeln ihr Leben vor der Zeit abkürzen. Das Leben ist zwar ein von Allen hochgeschätztes Gut, aber man geht viel zu leichtsinnig damit um. Die Rache für solch' naturwidriges Verhalten bleibt niemals aus; sie kommt, wenn auch spät, so doch sicher, und man zahlt im Alter für dasjenige, womit man in der Jugend gesündigt hat. Wenn dies nicht der Fall wäre, so würde das menschliche Leben in der Regel weit länger dauern, als es in Wirklichkeit währt, und es würde der Tod aus Altersschwäche, welcher doch eigentlich das naturgemäße Ende aller Lebenden sein sollte, nicht zu den seltenen Ereignissen gehören. Allerdings kommt bei vielen Menschen als Milderungsgrund für die Nichtbeachtung der hygienischen Regeln der Umstand in Betracht, daß sie in die Gesetze der Gesundheitslehre nicht eingeweiht sind und die den Lebensprozeß schädigenden Einflüsse nicht kennen. Daher ist es eine höhere, heilige Pflicht der Jünger der Wissenschaft, die hygienischen Lehren immer mehr zu verbreiten zu Ruß und Frommen für Jedermann. Mögen auch die folgenden Abhandlungen, welche diesem Zwecke dienen sollen, eine freundliche Aufnahme und Beherzigung finden!

Wie soll man essen?

Viele Menschen verwenden alle Sorgfalt auf die Auswahl möglichst „nahrhafter“ Speisen. Aber was nützen die nahrhaften Speisen, wenn sie nicht ordentlich verdaut, nicht vollständig ausgenützt werden, und dann nur der Landwirthschaft zu gute kommen? Dadurch vermag man „die jetzt so brennende Frage der Nothlage der

Landwirthschaft" doch nicht zu lösen. In gesundheitlicher Beziehung spielt vielmehr die Art des Essens die Hauptrolle. Hier ist besonders zu betonen, daß man nicht zu hastig essen und die Speisen gut zerkauen soll. Letzteres ist nicht nur wegen der mechanischen Zerkleinerung der Speisen nöthig, sondern noch mehr wegen der dadurch zugleich bewirkten Einspeichelung derselben, welche eine hauptsächlich Bedingung für die spätere Verdauung bildet. Die genügende Zerkleinerung der Speisen ist auch noch deshalb nothwendig, weil sie erst dadurch der Einwirkung des Magensaftes möglichst zugänglich gemacht werden. Namentlich gilt dies für das Fleisch, welches fast unverdaulich ist, wenn es in großen Stücken geschluckt wird, während man umgekehrt selbst rohes Fleisch noch verdaulicher machen kann als gekochtes oder gebratenes, wenn man es durch Schaben auf den höchsten Grad der Zerkleinerung bringt. Solch geschabtes und mit Gewürz versetztes Fleisch, auf Brot gestrichen, magt man selbst einem kranken Magen anzubieten. Wer hastig ißt und nicht ordentlich kaut, pflügt früher oder später an Magenbeschwerden oder an krankhafter Verdauung zu leiden, eine Erfahrung, die so allgemein ist, daß schon ein altes Sprichwort sagt: "Gut gekaut ist halb verdaut!" Ohne Zweifel sind die in Amerika so häufigen Magenleiden zum großen Theil auf das hastige, geschäftsmäßige Essen der Zeit-ist-Geld-Amerikaner zurückzuführen.

Um nun aber die Speisen gut zerkauen und einspeicheln zu können, bedarf es vor allem einer sorgfältigen Erhaltung und Pflege der Zähne. Hierfür ist gründliche Reinigung des Mundes, der Mundschleimhaut und der Zähne nach jedesmaligem Essen geboten, da den Zähnen nichts so gefährlich wird, als das Zurückbleiben von Speiseresten, welche sehr schnell eine faulige Gährung bewirken. Verührt doch auch der so sehr gefürchtete Zahnschmerz wesentlich auf Fäulnisvorgängen im Innern eines hohl gewordenen Zahnes. Besonders nothwendig ist das Ausspülen des Mundes nach Genuß von sauren Speisen, da alle Säuren das Zahnmahl angreifen, und nach Genuß von Süßigkeiten, da sich der Zucker in der Mundflüssigkeit rasch in Milchsäure verwandelt, welche ebenfalls die Zähne angreift. Daher auch die häufige Zahnverderbnis bei Konditoren, welche stets in einer mit Zuckerstaub geschwängerten Atmosphäre athmen.

Hat man nun aber durch eine noch so sorgfältige Beobachtung der Regeln der Zahnpflege nicht verhindern können, daß die Verderbnis der Zähne einen Grad erreicht, unter welchem das gute Zerkauen der Speisen Noth leidet, so zögere man nicht, sich der Hilfe künstlicher Zähne und des Zahnarztes zu bedienen. Mancher bereits angelegte Zahn kann durch sogenanntes Plombieren oder Ausfüllen erhalten und gebrauchsfähig bleiben, während alle halb verfaulten Zähne und die Stumpfen unmenschlich entfernt und durch künstliche Zähne ersetzt werden müssen. "Ein künstliches Gebiß", sagt Prof. Büchner, "hat

in hygienischer, ästhetischer und moralischer Beziehung so große Vorzüge vor einem zahnlösen oder durch schlechte Zähne entstellten Mund, daß Niemandem die Wahl zwischen beiden schwer fallen sollte." In den letzten Jahrzehnten hat die Zahnverderbnis so große Fortschritte gemacht, daß sie zu ernstesten Störungen der Gesundheit und infolge dessen zur Abkürzung des Lebens Anlaß zu geben geeignet ist. Wer also sein Leben gesund zu erhalten wünscht, möge die Vorschriften einer richtigen Zahnpflege nicht außer acht lassen.

Als weitere Essensregel ist zu beachten, daß man nicht zu viel auf einmal, sondern lieber öfter am Tage essen soll. Zwar genügen in der Regel drei Mahlzeiten täglich, aber Kinder, schwächliche oder ältere Leute sollten fünfmal essen: Ein erstes und zweites Frühstück, Mittagessen, Vesperbrod und Abendessen. Früh morgens und abends dürfen aber nur ganz leicht verdauliche Speisen genossen werden. Namentlich ist der in bürgerlichen Familien noch vielfach übliche Kaffeegenuß am Abend ganz zu verwerfen; dafür ist als Getränk zu kaltem Aufschnitt der mildere Thee oder Bier geeignet. Im übrigen ist Abwechslung in der Art und Auswahl der Speisen, namentlich bei schwächlichen und älteren Personen, deren Appetit angeregt werden muß, dringend zu empfehlen.

Eine letzte, aber darum nicht unwichtigste Regel der Diätetik liegt in der Regelmäßigkeit. Der Körper ist eine Maschine, welche, ähnlich einer Uhr, um so besser in Gang erhalten wird, je regelmäßiger und weniger durch Abweichungen gestört ihre Funktionen vor sich gehen. Gewohnheit ist bekanntlich die zweite Natur des Menschen. Daher ist auch eine Abweichung von alten Gewohnheiten in der Nahrung stets schädlich, selbst wenn diese an und für sich nicht besonders zuträglich sein sollten. Unregelmäßige Lebensweise im Essen und Trinken rächt sich später immer einmal. Freilich soll man auch ebensowenig ein übertriebener Pedant sein. "Das wohl erwogene Mittelmaß trägt am meisten zur Verlängerung des Lebens bei", sagt Hufeland in seiner berühmten Makrobiotik. Alles was dieses Mittelmaß verläßt, im Zuviel oder Zuwenig, ist gesundheitsschädlich und verkürzt den Lauf des Lebens. Aber die genaueren Grenzen dieses Mittelmaßes zu bestimmen, muß der Einsicht jedes Einzelnen je nach dessen Individualität wie nach seinen Lebens- und Berufsverhältnissen überlassen bleiben. Jeder muß bis zu einem gewissen Grade sein eigener Arzt sein und kann aus Selbstbeobachtung oft ein weit schärferes Urtheil über das, was ihm im Essen und Trinken schädlich oder nützlich ist, fällen, als es der geschickteste Arzt vermag.

II.

Körperliche Bewegung.

Ein sehr wichtiges Mittel zur Erhaltung der Gesundheit ist tüchtige körperliche Bewegung, besonders draußen in der reinen, frischen Luft der freien Gottesnatur. Schon Plutarch nennt die Bewegung die große Borratskammer der Gesundheit; und Seume,

der Spezialist im Wandern, sagt in seinem "Spaziergange nach Syrakus": "Es würde alles viel besser gehen, wenn man mehr ginge!"

Bewegung übt eben den mächtigsten Einfluß auf den für die Gesundheit unentbehrlichen Stoffwechsel oder Stoffumsatz des ganzen Körpers, d. h. auf Blutkreislauf, Athmung, Verdauung, Wärmeentwicklung u. s. w. Es giebt ja kein besseres Mittel zur Hebung von Blutstokungen, von Blutandrang zum Kopfe oder anderen Körpertheilen, von Verstopfung, von Unthätigkeit der Haut oder der Unterleibsorgane, von Herz- oder Muskelschwäche, von Appetitmangel, von Schlaflosigkeit, von Neigung zu Fettleibigkeit, als regelmäßige und zweckmäßige Bewegung und Bethätigung der Körperkräfte. Sie kann wahrhaft ein Universal- und Radikalmittel gegen die meisten inneren Leiden genannt werden.

Die hauptsächlichsten Arten solcher Bewegung sind: Tanzen, Rudern, Jagen, Laufen, Springen, Schwimmen, Schlichhuhlaufen, Spazierengehen, Bergsteigen, Regelschieben, Radfahren, Turnen und Gartenarbeit; ferner speziell für die so wichtige Pflege und Stärkung der Lungen: Singen, Sprechen, Deklamieren, Vorlesen. Im Grunde sind alle diese Bewegungsarten gut, und hängt es ganz von den Neigungen, Fähigkeiten und Lebens-Verhältnissen jedes Einzelnen ab, welcher Art er den Vorzug geben will. Als die gesündeste und wirksamste aller Bewegungen aber muß das Schwimmen angesehen werden, weil es sich auf die Gesammtheit aller Körpermuskeln in ziemlich gleichmäßiger Weise erstreckt, und weil dabei die mit allen übrigen Arten der Bewegung verbundene Erhitzung wegfällt. Dazu kommt der reinigende, erfrischende und stärkende Einfluß des kalten oder kühlen Wassers auf die Haut, und der starke, auf die Hautnerven geübte Reiz, welcher in Verbindung mit den beim Schwimmen nöthigen tieferen Athemzügen und kräftigeren Muskelaktionen den Stoffwechsel überaus mächtig anregt. Leider kann diese Art der Bewegung in der Regel nur während der warmen Jahreszeit ausgeübt werden, da erwärmte Schwimmbäder für die Winterzeit bisher nur in wenigen größeren Städten oder Badeorten zur Verfügung stehen. Wärdten doch Stadtverwaltungen und wohlhabende Leute recht viel solche Volksgesundheitsstätten schaffen! Darum sollte man aber in der warmen Jahreszeit, wo sich fast allenthalben Gelegenheit zum Schwimmen bietet, dies Mittel der Natur in reichlichem Maße ausnützen. Dies gilt namentlich für alle Lungenschwachen und "Flügelahmen," weil Schwimmen die beste Lungengymnastik ist.

Dem Schwimmen zunächst steht das Turnen, welches ja von der deutschen Jugend ausgiebig geübt wird und in den Turn-Vereinen auch für Erwachsene genügende Gelegenheit zur Stärkung und Kräftigung des Körpers darbietet. Wo dies nicht der Fall ist, oder wo dem Einzelnen seine Verhältnisse die Theilnahme an gemeinschaftlichen Übungen verbieten, da kann

Die Hausgymnastik oder das Zimmerturnen einigen Ersatz dafür bieten, theils in Form einzelner Körperbewegungen, theils mit Hilfe der Hanteln oder des Gummistranges. Anleitung hierzu geben zahlreiche sehr gute Schriften. (Dr. Schreiber: Ärztliche Zimmergymnastik; Angerstein und Geller: Hausgymnastik für Gesunde und Kranke, Lachmann: Körperpflege und das Turnen mit dem Gummistrang; Dr. Kloss: Hantelbüchlein).

Die gewöhnlichste und gebräuchlichste, weil bequemste und angenehmste Art körperlicher Bewegung ist das Spazierengehen, welches allerdings nur die Muskeln des unteren Körperabschnittes arbeiten läßt, aber durch das energische Athmen in frischer, reiner Luft einen überaus wohlthätigen Einfluß auf unser edelstes Organ, die Lunge, ausübt. Man suche dazu, wo es irgend möglich ist, vorzugsweise die ozonreiche Luft des Waldes oder, wenn thöulich, der Meeresküste auf. Diese Art der Bewegung ist namentlich solchen Personen anzuempfehlen, welche durch ihren Beruf genöthigt sind, den größten Theil des Tages in dumpfen, staubigen Schul- oder Büreaustuben, Werkstätten und dergl. zuzubringen. Viele Menschen, namentlich Frauen und Mädchen, glauben nun, daß die tägliche Bewegung, welche sie im Hause, treppauf treppab, haben, für den Bewegungszweck hinreiche oder das Spazierengehen ersetze. Sie sagen, daß sie sich in ihrer häuslichen Thätigkeit mit Kochen, Waschen, Aufräumen, von früh bis spät so viel Bewegung machen, daß sie abends oft nicht die Stunde erwarten können, wo sie endlich zur Ruhe kommen. Aber bei allem Respekt, den ich vor dieser Nüchternheit, dem Manne „Rosen in's irdische Leben zu flechten“ habe, kann doch solch „Marthabienst“ in rauchiger Küchenluft, staubiger Stube oder im dumpfigen Keller mit gebückter Körperhaltung nicht Bewegung im hygienischen Sinne genannt werden. Diese besteht vielmehr in täglichem Marschieren in frischer Luft mit gerader Körperhaltung und kräftigem Ein- und Ausathmen, so daß man ein richtiges Lungenluftbad nimmt. Ist doch auch bei den Bädern, Brunnen- und Luftkuren nicht der „Brunnengeist“ allein als heilender Faktor anzusehen, sondern die stets damit verbundene Be-

wegungskur. In jedem Kurorte bildet regelmäßiges Spazierengehen eine der ersten ärztlichen Vorschriften; ohne diese würden auch die berühmtesten Bäder nur sehr geringe Erfolge aufzuweisen haben. Daher brauchen die minder Begüterten, welchen ihre Vermögensverhältnisse den Besuch eines Kurortes verbieten, nicht mit neidischen Blicken auf die bevorzugten Mitmenschen zu schauen. Sie können Daheim eine fast ebenso erfolgreiche Bewegungskur durchmachen, wenn sie regelmäßig täglich, ohne Ausnahme, marschieren.

Auf also, ihr Stubensitzer mit den kalten Füßen und dem heißen Kopfe, mit dem Herzklopfen, der Nervosität und der Blutarmuth, hinaus in die freie Gottesnatur zu kräftiger Bewegung und energischem Einathmen der reinen, würzigen Lebensluft! Dann pulstert das „träge“ Blut wieder jugendlich schnell durch Herz und Ader, die „Ermüdungsstoffe“ werden weggeschwemmt, und der in tiefen Zügen eingeathmete Sauerstoff schafft gesundes Blut und macht rosige Wangen!

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Vorzügliches Fleckenreinigungsmittel. Flecken jeder Art und aus jedem Stoffe beseitigt man am einfachsten mittelst Meerschampulver, welches man bei jedem Meerschampulverfabrikant bekommt. Man überstreut den Fleck mit diesem Pulver etwa einen Millimeter dick, läßt dasselbe etwa 10 Minuten ruhig darauf liegen, dann reibt man auf demselben mit einem Wollappen solange hin und her, bis der Fleck gänzlich verschwunden ist; zuletzt nimmt man dann eine Bürste und bürstet das weiße Pulver völlig ab.

Das Waschen und Reinigen von Stickereien geschieht mit Borax, der das Zusammenlaufen der Farben verhindert. 30 Gramme Borax löse man in 1 Liter Flußwasser bei gemäßigter Wärme auf. Man wasche die Stickerei jedoch ohne zu reiben, indem man nur mit der Hand daraufdrückt, spüle gleich mit kaltem Wasser, dem eine Hand voll Salz zugesetzt ist, schwenke sie ein paar Minuten durch scharfen Weineffig zur Wiederbelebung der Farben und drücke sie zwischen zwei reinen Tüchern trocken.

Um schwarze Schleier aufzufrischen verfährt man folgendermaßen: In schwarzem Kaffee wird etwas Gummiarabikum aufgelöst, der Schleier damit ganz durchfeuchtet, dann glatt auf ein reines Leinentuch ausgebreitet und ein zweites solches darüber gelegt. Wenn dann der Schleier etwas abgetrocknet, aber doch noch ein wenig feucht ist, bügelt man ihn zwischen den beiden Leinentüchern liegend kräftig durch.

Ein vorzügliches Mittel gegen Husten. 1/2 Obertasse Provenzeröl, 1 Eidotter, 1/4 Pfund gestoßener Candis wird zusammengeführt. Davon wird Morgens und Abends ein Kaffeelöffel voll in einer Tasse heißem Wasser aufgelöst und recht warm getrunken.

Humoristisches.

Mißglückte Ueberraschung. Im Schweife ihres Angesichtes hat Malchen zu Papas Geburtstag ein neues Musikstück eingeübt. Der erste Tag ist da. Doch kaum erklingen die ersten Töne, als der Gefeierte entsetzt ruft: „Alle Wetter, muß denn Malchen gerade an meinem Geburtstag üben?“

Schwaches Gedächtniß. Nun, Karl, was hast Du denn heute in der Schule gelernt? — Ich weiß es nicht mehr, Papa! — Was, Du weißt es nicht mehr? Da schau einmal Deinen Freund Hans an, der weiß Alles, was er in der Schule gelernt hat. — Ja, das ist etwas Anderes! Der hat auch nicht so weit von der Schule nach Hause wie ich!

An die Rose.

Ewig trägt im Mutter Schooße, Süße Königin der Flur, Dich und mich die stille große Aubelebende Natur.

Röschen, unser Schmutz veraltet, Sturm entblättert dich und mich, Doch der ew'ge Keim entfaltet Bald zu neuer Blüthe sich.

Silben-Räthsel.

a, an, ard, de, de, die, dre, dri, du, e, e, e, e, gast, ge, ge, gol, il, kind, mel, no, ow, ra, re, ri, rit, sa, si, si, tai, te, tied, tis, turn, vi, vol, wit.

Aus obigen Silben sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endsilben einen Ausspruch Demokritos ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. einen Nebenfluß der Weiser; 2. eine Nymphe; 3. einen Planet; 4. einen preussischen Badeort; 5. einen arabischen Geographen; 6. ein Raubthier; 7. ein Mineral; 8. einen König von England; 9. eine italienische Stadt; 10. einen französischen Schriftsteller; 11. eine persische Festung; 12. einen Dichter; 13. ein Reptil; 14. einen slavischen Gott.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Bonne — Nonne — Sonne — Lonne — Wonne.

Die beste 27662 Harmonika-Schule zum Selbstunterricht nach neuestem Vernissystem ist die Seith'sche Ziehharmonikaschule. Dieselbe ermöglicht das Spielen der Ziehharmonika in einigen Stunden auch wirklich korrekt zu erlernen. Nebst einer praktischen Anleitung zum Selbstreparieren der Harmonika. Mit vielen Abbildungen. — Preis zusammen nur 1.50 Mk. Reparatur-Werkzeuge billigs. Außerdem neue Harmonikas zu 1.80, 2.50, 3.—, 4.50, 6.—, 8.50, 10—50 Mk. Prospekt und illustrierte Preisliste gratis und franko. Ferner Zittern von 9 Mk. an, Gitarren, Clarina's etc. Neueste Musikalien. Franz Seith, Königshefen—Bayern.

Modernste Billigste Fabrikpreise. Exquisite Sortimente. Gr. Farben- u. Qual.-Ausw. Must. franco. Modebild. gratis. Maison diplomée Oettinger & Co., Zürich.

Süddeutsche Thierbörse Heilbronn a. Neckar Organ für Geflügel-, Vogel-, Bienen-, Hunde- u. Fischzucht. Centralblatt v. 70 Vereinen. Unentbehrlich f. jed. Thierfreund, Viehhaber u. Züchter. Inzerate 15 Pfg.; durch die große Verbreitung des Blattes (Aufl. 9000 Gr.) Erfolgs sicher. Abonnements-Preis nur 75 Pfg. vierteljährlich.

3 Meter f. blau, braun od. schwarz Cheviot zum Anzuge für 10 Mark, 2/10 Meter desgl. zum Paletot f. 7 Mark, la Kannengarn- u. Hosentoffe äußerst billig, versendet franco gegen Nachnahme J. Büntgens, Tuchfabrik, Eupen bei Aachen. Anerkannt vorzügliche Bezugsquelle. Muster franco zu Diensten.

Georg Schuster, Markneukirchen i. S. Musikinstrumenten-, Saiten-Manufactur und Versand. Illustr. Preislisten unsonst und portofrei.

Für Rettung von Trunksucht! Versend. Anweisung nach 18jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, ohne keine Berufsstörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

Empfehle frko. u. Nachnahme delik. Käse Limburger 9 Pfd. 3 Mk. Gaud-, Postkollu 3 Mk., 100 St. Mk. 3.25. E. Baudorff, Käjerei, Marburg 27501 (Hessen.)